

Michael Meuser

## Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies

Dieser Beitrag ist motiviert durch ein gewisses Unbehagen an einer weit verbreiteten Kategorie, die auch in meinen eigenen Arbeiten eine wichtige Rolle spielt. Das Folgende ist der Versuch einer begrifflichen Klärung, deren Vorläufigkeit gewiss nicht zu übersehen ist. Es handelt sich um einen Vorschlag, in welche Richtung die Diskussion über den Begriff der hegemonialen Männlichkeit m.E. fruchtbar voran gebracht werden kann. Teile der nachfolgenden Überlegungen verdanken sich hilfreichen Diskussionen mit Sylka Scholz.<sup>1</sup> Allfällige Kritik ist freilich allein an den Autor dieses Beitrages zu adressieren.

### 1. Einleitung

Die Men's Studies gehören inzwischen zum „*State of the Art*“ der Geschlechterforschung. Einen nicht unwesentlichen Beitrag hierzu haben die Arbeiten Bob Connells geleistet. Will man etwas über den „*State of the Art*“ der Men's Studies sagen, dann muss man sich mit Connells Arbeiten und insbesondere mit der mit seinem Namen verbundenen Kategorie der hegemonialen Männlichkeit befassen. Der Begriff der hegemonialen Männlichkeit, Mitte der achtziger Jahre von Tim Carrigan, Bob Connell und John Lee (1985) in einem programmatischen Aufsatz in die Diskussion der seinerzeit entstehenden Men's Studies eingebracht, hat entscheidend zu deren wissenschaftlicher Fundierung beigetragen, und er ist rasch zu ihrer Leitkategorie avanciert – eine Erfolgsgeschichte, die so schnell nicht ihresgleichen finden dürfte. Der Erfolg reicht weit über den von den Autoren formulierten Anspruch hinaus, eine neue *Soziologie* der Männlichkeit zu begründen; die gesamte sozial- und geisteswissenschaftliche Männerforschung ist von diesem Konzept mehr oder minder geprägt.<sup>2</sup> Des Weiteren ist die Rezeption der Men's Studies in der Geschlechterforschung im Wesentlichen an der Connellschen Begrifflichkeit festgemacht. Das lässt sich feststellen, ohne die Arbeiten anderer bekannter Vertreter der Men's Studies abzuwerten.

Der breiten Rezeption des Konzepts steht allerdings eine eigentümliche Unbestimmtheit seines begrifflichen Gehalts gegenüber. Die Klage über die begriffliche Unschärfe begleitet die Diskussion über das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Beginn an. Mike Donaldson (1993) hat schon Anfang der neunziger Jahre bemerkt, es sei schwierig zu bestimmen, welcher Typus von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeit verkörpert. Jeff Hearn hat unlängst herausgestellt, die Konfusion der Begriffsverwendung verdanke sich u.a. dem Umstand, dass Unklarheit darüber herrscht, in welcher Dimension sozialer Wirklichkeit hegemoniale Männlichkeit zu verorten ist. Geht es um kulturelle Repräsentationen, um Alltagspraktiken oder um

institutionelle Strukturen? „There are [...] persistent question marks around what is actually to count as hegemonic masculinity“ (Hearn 2004, 58).<sup>3</sup> Die Fragezeichen verdanken sich zu nicht geringen Teilen dem Umstand, dass sich die Diskussion darauf konzentriert, nach „Materialisierungen“ hegemonialer Männlichkeit zu suchen, nach einer inhaltlichen Bestimmung derjenigen Eigenschaften und Merkmale, welche hegemoniale Männlichkeit ausmachen – bzw. die hegemoniale Männlichkeit der gegenwärtigen Geschlechterordnung (spät-)moderner westlicher Gesellschaften.

Statt mich diesen Suchbewegungen anzuschließen, schlage ich vor, hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit zu begreifen, das sich gleichermaßen, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, sowohl in perfekten Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit (so es diese überhaupt gibt) als auch in den sehr viel häufiger verbreiteten untergeordneten Männlichkeiten auffinden lässt. Um diesen Gedanken zu verfolgen, ist es notwendig, den Blick nicht nur auf die Relation von Männern und Frauen zu richten, was in der erwähnten Diskussion überwiegend geschieht. Vielmehr muss die Relation der Männer untereinander in den Fokus gerückt werden, und es muss nach der Verschränkung beider Relationen gefragt werden. Verhältnisse von Macht und Herrschaft, von Dominanz und Unterordnung müssen in beiden Dimensionen betrachtet werden: in der heterosozialen wie in der homosozialen. Dies nicht nur separat zu tun, jede Dimension für sich betrachtend, sondern mit Blick auf die wechselseitigen Verschränkungen, stellt die eigentliche theoretische wie empirische Herausforderung dar.

Ich werde diese Perspektive aufnehmen, indem ich die von Connell vorgenommene Bestimmung hegemonialer Männlichkeit auf die Ausführungen Pierre Bourdieus zur männlichen Herrschaft und zum männlichen Habitus beziehe (Bourdieu 2005, 1997). Ich bin der Auffassung, dass Connells Konzept dadurch an theoretischer Substanz gewinnt. Connell selbst steht der Bourdieuschen Sozialtheorie eher kritisch-ablehnend gegenüber, weil sie seiner Ansicht nach zu viel Gewicht auf die Erklärung der Reproduktion sozialer Strukturen legt und darüber die Bedeutung von *agency* verkennt (Connell 1983, 140ff.). Bourdieus Perspektive auf die männliche Herrschaft begreifen Connell und Messerschmidt (2005, 844) als „funktionalistisch“. Eine über diese Etikettierung hinausgehende Auseinandersetzung mit Bourdieus geschlechtersoziologischen Arbeiten findet allerdings nicht statt.<sup>4</sup> Bourdieu wiederum nimmt in seinem Buch zur männlichen Herrschaft überhaupt keinen Bezug auf das Connellsche Konzept. Trotz dieser wechselseitigen Nicht-Beachtung scheint mir die Vermittlung beider Ansätze nicht nur deshalb möglich, weil beide grundsätzlich praxeologisch argumentieren, sondern vor allem, weil beide ein Konzept von Männlichkeit präsentieren, dessen Kern eine doppelte, die hetero- wie die homosoziale Dimension umfassende Distinktions- und Dominanzlogik ist.

## 2. Grundzüge der Männlichkeitskonzepte Connells und Bourdieus

Den Kern der *Connellschen* Männlichkeitstheorie bildet der von Gramsci entlehnte Begriff der Hegemonie. In der symbolischen und institutionellen Verknüpfung von Männlichkeit und Autorität liegt die gesellschaftliche Dominanz des männlichen Geschlechts begründet. In diesem Sinne ist Männlichkeit im Verhältnis von Mann zu Frau bestimmt. Dies ist für Connell die Hauptachse männlicher Macht. „In der derzeitigen Geschlechterordnung ist die wichtigste Achse der Macht die allgegenwärtige Unterordnung von Frauen unter die Dominanz der Männer“ (Connell 2000, 94). Männlichkeit erfährt ihre Bestimmung jedoch nicht nur aus der Relation der Genusgruppen zueinander, sondern auch aus den Beziehungen, die Männer zu anderen Männern haben. Insofern wird die Hauptachse von einer zweiten überlagert, von einer Hierarchie von Autoritäten innerhalb der dominanten Genusgruppe (Connell 1987, 109). Das manifestiert sich in Gestalt von Ausgrenzungen (z.B. von homosexuellen Männern) oder in Subordinationsverhältnissen, wie sie für Männerbünde charakteristisch sind (z.B. im Verhältnis von 'Fuchs' und 'Bursche' in studentischen Verbindungen).

Die doppelte Relation, in der Männlichkeit ihre Kontur gewinnt – zum anderen und zum eigenen Geschlecht – fasst Connell mit dem Begriff der hegemonialen Männlichkeit. Damit ist eine Konfiguration von Geschlechtspraktiken gemeint, welche insgesamt die dominante Position des Mannes im Geschlechterverhältnis garantieren. „Hegemonic masculinity' is always constructed in relation to various subordinated masculinities as well as in relation to women“ (Connell 1987, 183).

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit begreift diese nicht als eine (Charakter-)Eigenschaft der individuellen Person, sondern als in sozialer Interaktion – zwischen Männern und Frauen und von Männern untereinander – (re-)produzierte und in Institutionen verfestigte Handlungspraxis (Connell 1993, 602). Hegemoniale Männlichkeit ist ein Orientierungsmuster, ein Modell, das nur von den wenigsten Männern in vollem Umfang realisiert werden kann, das aber, da es normativen Status hat und die sozial anerkannte Weise des Mannseins definiert, von allen Männern verlangt, sich in Relation dazu zu positionieren (Connell/Messerschmidt 2005, 832) – und sei es kritisch-distanzierend.<sup>5</sup> Von den meisten Männern wird das hegemoniale Modell gestützt, da es ein effektives symbolisches Mittel zur Reproduktion gegebener Machtrelationen zwischen den Geschlechtern darstellt (Donaldson 1993, 645f.). Auch wer beispielsweise nicht in der Lage ist, durch sein Einkommen Frau und Kindern ein von finanziellen Sorgen freies Leben zu ermöglichen, verteidigt das Leitbild des Mannes als Familienernährer bzw. begreift sich sogar als ein solcher und trägt damit zur Reproduktion der Geschlechterordnung bei (Meuser 1998, 190ff.).

Bourdieu hat in seinen Arbeiten zur männlichen Herrschaft (1997, 2005) das zunächst für Klassenverhältnisse entwickelte Konzept des Habitus auf die Analyse der Geschlechterverhältnisse übertragen. Er spricht von einem „vergeschlechtlichten

und vergeschlechtlichem Habitus“ (Bourdieu 1997, 167) und führt den Begriff des „männlichen Habitus“ (ebd., 203) ein. Als dessen Grundlage bzw. generierendes Prinzip begreift er eine „libido dominandi“, die das Handeln des Mannes sowohl gegenüber anderen Männern als auch gegenüber Frauen strukturiert.<sup>6</sup> Damit meint er ein Bestreben, „die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen“. Bourdieu zufolge wird der männliche Habitus „konstruiert und vollendet ... nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, *unter Männern*, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen“ (Bourdieu 1997, 203). Die Spiele, die Bourdieu anführt, werden in all den Handlungsfeldern gespielt, welche die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft als die Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat: in der Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, den religiösen Institutionen, im Militär, aber auch in semi- und nicht-öffentlichen Handlungsfeldern, in denen Männer unter sich sind: in Vereinen, Clubs, Freundeskreisen. Den Frauen ist in diesen Feldern eine marginale, gleichwohl für die Konstitution von Männlichkeit nicht unwichtige Position zugewiesen: Sie seien „auf die Rolle von Zuschauerinnen oder, wie Virginia Woolf sagt, von *schmeichelnden Spiegeln* verwiesen, die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will“ (Bourdieu 1997, 203). Bourdieu streicht zwei miteinander verbundene Aspekte heraus: die kompetitive Struktur von Männlichkeit und den homosozialen Charakter der sozialen Felder, in denen der Wettbewerb stattfindet. Dieser wird unter Männern ausgetragen. Diese stehen einander als „Partner-Gegner“ (Bourdieu 2005, 83) gegenüber. Der Wettbewerb trennt die Beteiligten nicht (oder nicht nur), er resultiert nicht nur in Hierarchien der Männer untereinander, er ist zugleich, in ein- und derselben Bewegung, ein Mittel männlicher Vergemeinschaftung. Wettbewerb und Solidarität gehören untrennbar zusammen (Meuser 2003).<sup>7</sup>

Zum Zusammenhang von homo- und heterosozialer Konstitution von Männlichkeit bemerkt Bourdieu (2005, 96): Männlichkeit ist „ein eminent *relationaler* Begriff, der vor und für die anderen Männer und gegen die Weiblichkeit konstruiert ist, aus einer Art Angst vor dem *Weiblichen*“ (Hervorhebungen im Original). Hegemonie ist die kulturell vorgegebene Form, in der Männlichkeit „gegen Weiblichkeit konstruiert ist“, und sie ist, wie noch genauer zu zeigen sein wird (s. Kap. 4), „Spieleinsatz“ im Wettbewerb der Männer untereinander, d.h. in der Konstruktion von Männlichkeit „vor und für die anderen Männer“.

Aus dieser habituellen Basis der Konstruktion von Männlichkeit resultiert allerdings keine Gleichförmigkeit des *doing masculinity*. Der männliche Habitus äußert sich in einer Vielzahl von Formen: in der homosozialen Dimension in allen möglichen Formen des Wettbewerbs: vom verbalen, vielfach scherzhaften Wettstreit über berufliche Konkurrenzen bis hin zu mann-männlichem Gewalthandeln; in der heterosozialen Dimension in einer Verantwortlichkeit für Wohl und Wehe der Familie (Mann als

Ernährer und Oberhaupt der Familie), in Formen prosozialen Handelns (Beschützer), aber auch in physischer Gewalt gegen Frauen. In der einen wie in der anderen Dimension ist die hypermaskuline Ausprägung (symbolisiert in den Figuren des Rambo und des Macho) die Ausnahme und nicht die Regel. Ein habitustheoretisches Verständnis von Männlichkeit fragt nach der Einheit in der Differenz, d.h. nach strukturellen Homologien, die erklären, in welcher Hinsicht z.B. solche prima facie disparaten Handlungsweisen wie eine prosoziale Zuvorkommenheit einerseits und eine verletzendende Gewaltanwendung andererseits gleichermaßen Ausdruck oder Dokument des männlichen Habitus sind.

Die Connellsche und die Bourdieusche Analyse von männlicher Hegemonie und Herrschaft weisen, obschon man davon ausgehen kann, dass sie ohne wechselseitigen Bezug aufeinander entwickelt worden sind, eine deutliche Übereinstimmung dahingehend auf, dass sie beide die doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur von Männlichkeit hervorheben. Allerdings tun sie das mit einer unterschiedlichen Gewichtung. Während Bourdieu die homosoziale Dimension der Herrschaft in den Vordergrund rückt, ist bei Connell die heterosoziale Dimension die entscheidende. Eine Aussage darüber, ob eine der beiden Dominanzstrukturen fundierend ist für den männlichen Habitus und welche dies möglicherweise ist, ist der empirischen Forschung zu überantworten. Unabhängig davon ist jedoch festzuhalten, dass mit der einen wie der anderen Gewichtung unterschiedliche theoretische Perspektiven auf die Konstruktion von Männlichkeit eröffnet werden.

### 3. Hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip

Man kann Connell (2000, 94) darin zustimmen, dass in der gegebenen westlichen Geschlechterordnung die „allgegenwärtige Unterordnung von Frauen und die Dominanz von Männern“ die wichtigste Achse der Macht ist, und gleichwohl Bourdieu darin folgen, dass Männlichkeit sich in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs konstituiert, den die Männer untereinander austragen. Dazu bedarf es freilich einer Revision des Begriffs der hegemonialen Männlichkeit bzw. einer begrifflichen Unterscheidung einer gesellschaftlichen Suprematie des männlichen Geschlechts einerseits und von hegemonialer Männlichkeit als generativem Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit andererseits. Beides wird allzu oft konfundiert, auch bei Connell selbst. Nicht jede Dominanz von Männern über Frauen konstituiert hegemoniale Männlichkeit.

Hegemoniale Männlichkeit ist ein relationaler Begriff, dessen Vergleichshorizonte auf der homosozialen Achse zu suchen sind. Von hegemonialer Männlichkeit zu sprechen macht nur Sinn, wenn man die hegemoniale zu nicht-hegemonialen Männlichkeiten in Relation setzt. Auch Connell benennt andere, nicht-hegemoniale Männlichkeiten; aber er zieht daraus nicht die theoriestrategische Konsequenz, dass Männlichkeit sich entlang dieser Achse sozialer Differenzierung formt. Nicht-hegemonial

sind Connell (2000, 99ff.) zufolge die „untergeordnete“, die „komplizenhafte“ und die „marginalisierte“ Männlichkeit. Als untergeordnet bezeichnet er die homosexuelle Männlichkeit. Komplizenhaft ist seinem Verständnis zufolge die – vermutlich den Regelfall darstellende – Männlichkeit derjenigen Männer, die die hegemoniale Männlichkeit nicht verkörpern (können), diese aber unterstützen, so dass sie an der „patriarchalen Dividende“ teilhaben. Als marginalisiert versteht er die Männlichkeiten untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen. An dieser Unterscheidung könnte man ihre beträchtliche begriffliche Unschärfe kritisieren<sup>8</sup>; untergeordnet sind all diese Männlichkeiten, und marginalisiert ist eher die homosexuelle Männlichkeit als diejenige der Arbeiterklasse, welche sich im Sinne Connells durchaus als „komplizenhaft“ verstehen ließe. Dies dahingestellt sein lassend, geht es mir hier um die Relation von Männlichkeiten, die sich der Verankerung in unterschiedlichen sozialen Strata verdanken, wie sie durch Klassen-, Milieu- oder ethnische Zugehörigkeit bestimmt sind. In deren Betrachtung liegt m.E. der Schlüssel für eine begriffliche Präzisierung des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit.

Das theoriestrategische Problem wird von Connell (2000, 100) selber folgendermaßen formuliert: „Wenn eine große Anzahl von Männern mit der hegemonialen Männlichkeit in Verbindung steht, sie aber nicht verkörpern, brauchen wir ein *theoretisches* Konzept, das diese Situation erfassen kann“ (Hervorhebung: M.M.). Connells Begriff der komplizenhaften Männlichkeit vermag dies m.E. nicht zu leisten. Die in der Figur des Komplizen enthaltene Vorstellung einer intentional erfolgenden Unterstützung einer „Tat“ wird dem komplexen Gefüge der Konstruktion von Männlichkeit nicht gerecht. Stattdessen soll hier der Gedanke von hegemonialer Männlichkeit als generativem Prinzip entfaltet werden. Hierzu werde ich zunächst ein Beispiel aus der empirischen Forschung schildern, an dem sich die Grundzüge dieses Gedankens entfalten lassen.

Das Beispiel ist einer Studie von Ralf Bohnsack (2001) entnommen, die Aufschluss darüber gibt, in welcher Weise der geschlechtliche und der ethnische Habitus bei männlichen Jugendlichen türkischer Herkunft eng ineinander verwoben sind. Bohnsacks Ausführungen zum Komplex der männlichen Ehre bei einer Teilpopulation<sup>9</sup> dieser Jugendlichen sind instruktiv zum Verständnis der Art und Weise, wie hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip funktioniert und dabei soziale Praxen generiert, die keine hegemoniale, sondern eine untergeordnete Männlichkeit konstituieren.

Diesen jungen Männern, die vergleichsweise fest (in Relation zu anderen Teilpopulationen männlicher Jugendlicher türkischer Herkunft) in einer von traditionellen Werten bestimmten „türkischen“ Kultur verankert sind, ist die Wahrung der männlichen Ehre eine durch nichts zu erschütternde Selbstverständlichkeit. Die Ehre zu wahren verlangt von ihnen u.a., Kontrolle über ihre Frauen, ihre Freundinnen, auch über ihre Schwestern auszuüben, und das vor allem in Situationen zu tun, in denen die Frauen sich in der Öffentlichkeit bewegen. „Das bedeutet auch, dass diese Kontrolle nicht

durch ein persönliches und auf das Individuum bezogenes Misstrauen (im Sinne einer 'Eifersucht') motiviert ist. Es ist vielmehr Element der habituellen Disposition des Mannes, des männlichen Habitus schlechthin" (Bohnsack 2001, 57). Diesen Männern ist es beispielsweise unverständlich, dass deutsche Männer ihren Frauen gestatten, ohne ihr Beisein mit Arbeitskollegen ein Restaurant aufzusuchen. Sie selbst würden so etwas niemals erlauben: „Man hat doch seinen Stolz und seine Ehre“, begründet einer der Männer diese Haltung. Unverständlich ist diesen Männern auch, dass deutsche Männer nicht sofort – verbal und auch handgreiflich – intervenieren, wenn ein anderer Mann der eigenen Freundin oder Frau nachschaut. Diese „Laschheit“ erweckt Zweifel an der Männlichkeit der deutschen Männer; in den Augen dieser männlichen Jugendlichen türkischer Herkunft sind sie keine „richtigen Männer“, weil sie die männliche Ehre nicht verteidigen bzw. weil ihnen diese Ehre kein zu verteidigender Wert ist.

Das Beispiel dokumentiert eine spezifische Konfiguration von geschlechtlichem und ethnischem Habitus. Die Geschlechterdifferenz wird genutzt, um die ethnische Differenz zu akzentuieren, und umgekehrt macht es die ethnische Zugehörigkeit notwendig, die rigiden Vorstellungen, was ein geschlechtsadäquates Verhalten ausmacht, durchzusetzen. *Doing gender* und *doing ethnicity* sind gewissermaßen wechselseitig genutzte Ressourcen<sup>10</sup>. Die – aus der Perspektive der deutschen Majoritätskultur – übersteigerte Markierung männlicher Hegemonieansprüche verschärft die ethnische Abgrenzung. Umgekehrt dürfte die ethnische Rahmung dieser Ansprüche einer Akzeptanz unter deutschen Männern nicht förderlich sein. Auf diese Weise erzeugen diese jungen Männer türkischer Herkunft, obwohl ihrer Konstruktion von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip zugrunde liegt (nämlich Streben nach Dominanz gegenüber Frauen und gegenüber anderen Männern), eine „untergeordnete Männlichkeit“, untergeordnet in Bezug auf die in Deutschland üblichen Standards der Performanz hegemonialer Männlichkeit. Diese sehen keine derart umfassende Kontrolle und Verfügung über die Freundin oder die Ehefrau vor. Die Verteidigung der Ehre mittels umfassender Kontrolle, Verfügung über, aber auch Schutz von Frauen kann zugleich als milieuspezifisches Männlichkeitsideal verstanden werden, das in diesem, aber eben nur in diesem sozialen Milieu dominant ist.

Connell und Messerschmidt (2005, 847ff.) bezeichnen die Männlichkeit marginalisierter ethnischer Gruppen als eine „Protest-Männlichkeit“, die den Anspruch auf Macht verkörpert, der für hegemoniale Männlichkeit typisch ist, der es aber an den ökonomischen Ressourcen und der institutionellen Autorität fehlt, mit denen der Anspruch auf Hegemonie eingelöst werden kann. Mit Bezug auf das skizzierte Beispiel lässt sich hinzufügen, dass die herausfordernde (Protest-)Männlichkeit und die herausgeforderte („legitime“) Männlichkeit gemäß dem gleichen generativen Prinzip konstruiert sind.

Hegemoniale Männlichkeit wird in diesem Beispiel sichtbar als generatives Prinzip des *doing masculinity*. Es ist in dieser Hinsicht bestimmt durch ein doppeltes,

die hetero- wie die homosoziale Dimension umfassendes Hegemoniebestreben. Die (beanspruchte) Hegemonie in der heterosozialen Dimension ist immer auch (symbolischer) „Spieleinsatz“ in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs, den die Männer unter sich austragen. In diesem Sinne spricht Bourdieu (2005, 95) von der „Heteronomie aller Männlichkeitsbekundungen, ihre(r) Abhängigkeit vom Urteil der Männergruppe.“

#### 4. Hegemoniale Männlichkeit als „Spieleinsatz“ im Wettbewerb der Männer

Im Wettbewerb der Männer untereinander hat die Behauptung männlicher Hegemonie gegenüber Frauen einen zentralen Stellenwert. Das wird gerade dort deutlich, wo hegemoniale Männlichkeit vordergründig als Orientierungsmuster verabschiedet zu sein scheint. Zumindest zeigen Einstellungsstudien, dass gegenwärtig bei männlichen Jugendlichen und jungen Männern „hierarchische Abgrenzungen und Unterscheidungen gegenüber Mädchen und Frauen [...] kaum ins Gewicht“ fallen (Winter/Neubauer 1998, 154; vgl. auch Zulehner/Volz 1998). Birgit Geissler (1998, 118) kommt zu dem Schluss, dass in dieser Lebensphase die Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern stärker ausgeprägt sind als die Unterschiede, so dass man diese Zeit „als *Moratorium* im Prozess der *Herstellung von Geschlechterhierarchie*“ betrachten könne (Hervorhebungen im Original). Fokussiert man jedoch auf den homosozialen Kontext, dann zeigt sich eine erstaunliche Persistenz des Prinzips hegemonialer Männlichkeit auch in diesen Lebensaltersgruppen – und zwar als Spieleinsatz in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs, den die Männer unter sich austragen. Dies sei anhand eines Beispiels aus der eigenen Forschung verdeutlicht, in dem die Beteiligten einen verbalen Wettstreit im Modus des „Frotzeln“ austragen.

Das Beispiel stammt aus einer Gruppendiskussion mit Studenten. Die Mitglieder der Gruppe kennen sich seit längerem, sie spielen gemeinsam American Football. Einer von ihnen lebt (als einziger in der Gruppe) in einer festen Partnerschaft. Während die Gruppendiskussion stattfindet, versucht dieser Mann mehrfach, seine Freundin anzurufen. Das nehmen die anderen zum Anlass, ihm vorzuhalten, an seinem Verhalten könne man sehen, „dass Frauen eben auch manchmal die Hosen anhaben“. Der so Angesprochene sieht sich herausgefordert, die Behauptung zu widerlegen, seine Freundin dominiere die Beziehung. Gegen die fortgesetzten Zweifel der anderen bekräftigt er seine dominante Position mehrfach auf apodiktische Weise, u.a. indem er darlegt, dass der Stress, den er in der Beziehung macht, erheblich effektiver ist, als der Stress, den seine Freundin erzeugt oder zu erzeugen versucht: „Wenn ich Stress mache, dann ist halt richtig Stress, und wenn sie halt ihren Stress macht, kann sie mich am Arsch lecken.“ Der verbale Wettstreit setzt sich eine Weile lang fort. In immer neuen, allerdings immer weniger überzeugenden Wendungen bekräftigt der Herausgeforderte gegen immer neue Zweifel der anderen, dass er, selbst wenn der

Anschein ein anderer sein mag, letzten Endes die Beziehung dominieren. Als gleichsam letzte Auffanglinie betont er, auch wenn er bisweilen den Wünschen seiner Freundin nachkäme, hieße das „noch lange nicht, dass sie die Peitsche in der Hand hat“<sup>11</sup>.

Unabhängig davon, wie die Dominanzverhältnisse in dieser Paarbeziehung „tatsächlich“ sein mögen, ist es aufschlussreich genug zu schauen, wie im verbalen Wettstreit beide Seiten dem Leitbild der hegemonialen Männlichkeit Geltung verschaffen. Dem Kritisierten ist es sehr wichtig, sich gegenüber der Gruppe als derjenige darzustellen, der die Beziehung dominiert, und dieses Selbstbild gegen alle Zweifel der anderen zu behaupten. Indem die anderen ihn zwingen zuzugeben, dass er sich zumindest bisweilen den Wünschen seiner Freundin fügt, stellen sie eine (situative) Hierarchie in der homosozialen Dimension her, in welcher die Positionen mit Blick auf die Realisierung bzw. das Verfehlen des hegemonialen Ideals vergeben werden. Im Wettstreit zwischen Herausforderern und Herausgeforderten wird so von beiden Seiten das Ideal der hegemonialen Männlichkeit bekräftigt. Die homosoziale Männergemeinschaft agiert gleichsam als ein kollektiver Akteur der Konstruktion der hierarchisch strukturierten Geschlechterdifferenz und produziert im gleichen Zuge Hierarchien der Männer untereinander. Entscheidend ist hierbei nicht so sehr, dass der Alltag der heterosozialen Geschlechterbeziehungen ein Alltag praktizierter männlicher Hegemonie ist, entscheidend ist die wechselseitige Verpflichtung auf dieses Orientierungsmuster. Hegemoniale Männlichkeit ist gewissermaßen die Münze, mit der Distinktionsgewinne in der homosozialen Gemeinschaft erzielt werden. Ein anderer Spieleinsatz steht nicht zu Verfügung bzw. wird nicht als legitimer Spieleinsatz anerkannt.

### 5. Hegemoniale Männlichkeit als institutionalisierte Praxis – eine „Suchanleitung“

Der Bestimmung von hegemonialer Männlichkeit als generativem Prinzip des *doing masculinity* in beiden Dimensionen (der hetero- wie der homosozialen) wird von Connell zu wenig Beachtung geschenkt. Wenn er hegemoniale Männlichkeit als Orientierungsmuster beschreibt, das, da es von den meisten Männern gestützt wird, ein effektives Mittel zur Reproduktion der Machtrelationen zwischen den Geschlechtern darstellt (s.o.), dann ist ein Verständnis von hegemonialer Männlichkeit als generativem Prinzip zwar angelegt, es wird jedoch nicht elaboriert. Connells Bemühungen sind stärker darauf gerichtet, hegemoniale Männlichkeit inhaltlich zu explizieren: als „jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt“ bzw. als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 2000, 97f.).

Ein derartige inhaltliche Bestimmung der historisch, kulturell, gesellschaftlich variablen hegemonialen Männlichkeit, also die Rekonstruktion derjenigen sozialen Praktiken, in denen hegemoniale Männlichkeit jeweils institutionalisiert ist, ist gewiss eine zentrale Aufgabe von Männlichkeitsforschung. Sie ist u.a. notwendig, um untergeordnete Männlichkeiten von hegemonialer Männlichkeit unterscheiden und um erfassen zu können, in welcher Hinsicht jene untergeordnet sind. Anknüpfend an Bourdieus These der Konstruktion von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs lässt sich so etwas wie eine „Suchanleitung“ formulieren. Hegemoniale Männlichkeit wird als institutionalisierte Praxis in den sozialen Feldern konstituiert, in denen, historisch variabel und von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich, die zentralen Machtkämpfe ausgetragen und gesellschaftliche Einflusszonen festgelegt werden. Das war im imperialen Nationalstaat des 19. Jahrhunderts das Militär, und das sind in den gegenwärtigen globalisierten neoliberalen Gesellschaften des Informationszeitalters vermutlich das technokratische Milieu des Top-Managements und die Massenmedien (Connell 1993). Hegemoniale Männlichkeit wird durch die *soziale Praxis* der gesellschaftlichen Elite bzw. gesellschaftlicher Eliten definiert, also durch die Praxis einer zahlenmäßigen Minderheit der Bevölkerung; genauer durch die dort üblichen Standards des Wettbewerbs. In der sozialen Praxis der Elite bildet sich ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird. Hegemoniale Männlichkeit ist an *gesellschaftliche* Macht und Herrschaft gebunden. Und – das ist entscheidend – diese Macht erschöpft sich nicht in der Macht der Männer gegenüber den Frauen, sie ist vor allem auch eine Macht über Männer.

Der enge Nexus von hegemonialer Männlichkeit als institutionalisierte Praxis und gesellschaftlicher Macht impliziert nicht zwingend, dass es in einer Gesellschaft nur eine hegemoniale Männlichkeit geben kann. Die Bestimmung *einer* hegemonialen Männlichkeit mag möglich (gewesen) sein für die industriegesellschaftliche Moderne, insbesondere für Gesellschaften und Epochen, in denen zivile und militärische Macht eng miteinander verknüpft waren. Die Existenz *einer* hegemonialen Männlichkeit setzt *ein* Zentrum gesellschaftlicher und politischer Macht voraus, das es in der postindustriellen, spät-, hoch-, postmodernen (oder wie immer auch zu bezeichnenden) Gesellschaft des Informationszeitalters nicht mehr gibt. Möglicherweise korrespondiert der gegenwärtigen Differenzierung der Zentren gesellschaftlicher und politischer Macht eine gewisse Pluralisierung hegemonialer Männlichkeiten.

Dies anzunehmen bedeutet allerdings nicht, einer Inflation x-beliebiger hegemonialer Männlichkeiten das Wort zu reden. Nicht jedes soziale Milieu und jede Subkultur formt eine eigene hegemoniale Männlichkeit. Der Begriff hegemonial macht nur Sinn, wenn die in dieser Weise bezeichnete Männlichkeit eine normierende Wirkung über das jeweilige soziale Feld hinaus hat. Eine solche Wirkung ist einer subkultur- und milieuspezifischen Männlichkeit nicht notwendigerweise zu eigen. Eine in einem bestimmten sozialen Milieu vorherrschende Männlichkeit ist noch

keine hegemoniale. Sie ist es nur dann, wenn sie *erfolgreich* mit dem Anspruch milieu-übergreifender Gültigkeit auftritt. Die im traditionellen Arbeitermilieu vorherrschende, körperliche Stärke akzentuierende Männlichkeit setzt zwar Standards für Männer, die diesem Milieu angehören, vermag aber nicht über Milieugrenzen hinweg das gesellschaftliche Männlichkeitsideal zu bestimmen. Sie ist zwar keine marginalisierte (wie es eine homosexuelle Männlichkeit bis in die Gegenwart hinein ist), aber, wie die zuvor skizzierte ethnisch konnotierte Männlichkeit der männlichen Jugendlichen türkischer Herkunft, eine untergeordnete Männlichkeit. Die Einheit von hegemonialer und untergeordneter Männlichkeiten besteht, wie gezeigt, darin, dass beiden eine homologe Strukturlogik eignet: sie formen sich beide in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs, den die Männer unter sich austragen.

## 6. Schlussbemerkungen

Dies zu erkennen bedarf es nicht nur einer inhaltlichen Bestimmung der sozialen Praxen, in denen hegemoniale Männlichkeit – historisch, kulturell und gesellschaftlich variabel – verkörpert ist, sondern zusätzlich eines Begriffs von hegemonialer Männlichkeit als generativem Prinzip. Dann wird deutlich, dass Männlichkeit zwar im Modus der Hegemonie hergestellt wird, das Ergebnis dieses Herstellungsprozesses aber nicht notwendigerweise und nicht einmal überwiegend die Konstitution hegemonialer Männlichkeit ist. Diese wird als institutionalisierte Praxis in aller Regel eher verfehlt. Doch liegt auch der Herstellung untergeordneter Männlichkeiten das gleiche generative Prinzip zugrunde. Das wird gerade dann deutlich, wenn man die Geschlechtslage in ihrer konfigurativen Verknüpfung mit anderen sozialen Lagen betrachtet. Der Begriff der hegemonialen Männlichkeit erfordert eine intersektionale oder konfigurative Betrachtungsweise. Von soziologischer Relevanz sind hier andere Lagen sozialer Ungleichheit, vor allem Klassen-, Generations-, ethnische Lagen sowie durch sexuelle Orientierungen bestimmte Soziallagen. Für die Konfiguration von Geschlechtslage und ethnischer Lage ist dies oben beispielhaft ausgeführt worden.

Mit dem doppelten Verständnis von hegemonialer Männlichkeit als generativem Prinzip und als durch die soziale Praxis einer gesellschaftlichen Elite definiertem Modus männlicher Hegemonie ist es möglich, die Komplexität der Strukturen von Macht und Herrschaft in den hetero- wie homosozial bestimmten Geschlechterverhältnissen zu erfassen. Insbesondere lässt sich zeigen, wie die Machtbehauptung in der heterosozialen Dimension einhergehen kann mit einer relativen Ohnmacht in der homosozialen Dimension und wie beides sich ein- und demselben Prinzip verdankt. Die Gleichzeitigkeit von Macht und Ohnmacht lässt sich so verstehen, ohne auf psychologische Erklärungen zu rekurrieren, denen zufolge die heterosoziale Machtausübung der meisten Männer eine Kompensation für Ohnmachtserfahrungen in der homosozialen Dimension ist.

Folgt man Bourdieus These von der Bedeutung der ernstesten Spiele des Wettbewerbs und schaut man, wie die Einübung in diese Spiele stattfindet, dann lässt sich des Weiteren erfassen, dass und wie im homosozialen Wettbewerb Hegemonie als Strukturprinzip des männlichen Habitus erworben und immer wieder bekräftigt wird. Das empirische Beispiel der studentischen Football-Mannschaft gibt eine Impression davon. Generell lässt sich zeigen, dass der Wettbewerb, i.e. das Bemühen, einem anderen Mann – in welcher Weise auch immer – überlegen zu sein, frühzeitig eingeübt wird und ein zentrales Mittel männlicher Sozialisation darstellt. In vielen Fällen folgt der Wettbewerb einem mehr oder minder ritualisierten Ablaufschema. Dies verweist auf seine zentrale Bedeutung für Aneignung und Reproduktion des männlichen Habitus. Über das Ritual wird der Wettbewerb von persönlichen Motiven entkoppelt. In sozialisationstheoretischer Perspektive stellt sich der Wettbewerb als eine „Strukturübung“ dar (Bourdieu 1993, 138), in der Männer eine „praktische Meisterschaft“ nicht nur in dem Sinne erwerben, dass sie sich die Modalitäten bzw. Spielregeln der ernstesten Spiele des Wettbewerbs aneignen; vor allem lernen sie, diese Spiele zu lieben, mithin die Machtspiele zu lieben, die der Wettbewerb immer impliziert (Meuser 2005). Und dieses Lieben der Machtspiele lässt sich als ein bedeutsames Distinktionsmittel auch in der heterosozialen Dimension begreifen. Es bekräftigt die Machtposition von Männern gegenüber Frauen. Die Tatsache, dass berufliche Spitzenpositionen etwa im Top-Management großer Unternehmen Frauen nach wie vor kaum zugänglich sind, lässt sich auch von hier aus betrachten. Es genügt nicht, die Spielregeln zu kennen, das Machtspiel als solches muss geliebt werden, will man reüssieren. Und genau dies wird in vielfältigen Strukturübungen in der homosozialen Dimension zugrunde gelegt, habitualisiert und inkorporiert.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Meuser/Scholz 2005. Aus diesem Aufsatz sind einige der von mir verantworteten Passagen in den vorliegenden Beitrag eingeflossen.
- 2 Für die Geschichtsforschung zeigt dies ein unlängst erschienener Band, der sich mit der Bedeutung des Connellschen Konzepts für die Männergeschichtsschreibung befasst (Dinges 2005).
- 3 Eine Rekapitulation der vielfältigen Kritiken und Kommentare, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit erfahren hat, sowie eine Auseinandersetzung damit finden sich in einem aktuellen, unlängst erschienenen programmatischen Aufsatz von Connell und Messerschmidt (2005).
- 4 Connells und Messerschmidts Kritik ist insoweit zutreffend, als Bourdieu vor allem die Mechanismen der Reproduktion der männlichen Herrschaft zum Gegenstand hat. Allerdings beschreibt er die männliche Herrschaft nicht in einem funktionalistischen Verständnis als ein sich selbst reproduzierendes System, wie Connell und Messerschmidt unterstellen. Vielmehr macht Bourdieu gerade das, was die beiden Kritiker einfordern: den beachtlichen

FORUM FRAUEN- UND  
GESCHLECHTERFORSCHUNG

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung  
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Band 19

Brigitte Aulenbacher/Mechthild Bereswill/  
Martina Löw/Michael Meuser/Gabriele Mordt/  
Reinhild Schäfer/Sylka Scholz (Hrsg.)

**FrauenMännerGeschlechterforschung**

State of the Art

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT